

Markus Brun, Michael Bangert, Benedict Schubert  
Predigttext: Joh 2, 1–13

---

## „Ein berauschendes Fest“

*1 Und am dritten Tag war eine Hochzeit in Kana in Galiläa, und die Mutter Jesu war dort. 2 Aber auch Jesus und seine Jünger waren zur Hochzeit geladen. 3 Und als der Wein ausging, sagt die Mutter Jesu zu ihm: Sie haben keinen Wein mehr. 4 Und Jesus sagt zu ihr: Was hat das mit dir und mir zu tun, Frau? Meine Stunde ist noch nicht da. 5 Seine Mutter sagt zu den Dienern: Was immer er euch sagt, das tut. 6 Es standen dort aber sechs steinerne Wasserkrüge, wie es die Reinigungsvorschriften der Juden verlangen, die fassten je zwei bis drei Mass. 7 Jesus sagt zu ihnen: Füllt die Krüge mit Wasser! Und sie füllten sie bis oben. 8 Und er sagt zu ihnen: Schöpft jetzt und bringt dem Speisemeister davon. Und sie brachten es. 9 Als aber der Speisemeister das Wasser kostete, das zu Wein geworden war, und nicht wusste, woher es war - die Diener aber, die das Wasser geschöpft hatten, wussten es -, da ruft der Speisemeister den Bräutigam 10 und sagt zu ihm: Jedermann setzt zuerst den guten Wein vor, und wenn sie betrunken sind, den schlechteren. Du hast den guten Wein bis jetzt zurückbehalten.*

*11 Das tat Jesus als Anfang der Zeichen in Kana in Galiläa, und er offenbarte seine Herrlichkeit, und seine Jünger glaubten an ihn.*

JOHANNES 2 /NEUE ZÜRCHER BIBEL

### Markus Brun:

Liebe Mitchristen,

„Not macht erfinderisch“ so klingt im Volksmund eine Weisheit, die heute angesichts der Seltenheit wirklicher Not oft vergessen wird. Not kann etwas Überraschendes Unerwartetes zu Tage bringen. In der Not, im Mangel liegt ein Potential. Wenn etwas fehlt, so heisst das noch lange nicht, dass aller Tage Abend gekommen ist, dann kann Neues hervorbrechen, das ganz unerwartete Horizonte öffnet. Es zeigt sich das allzu oft unausgeschöpfte Potential des Mangels.

Lassen Sie mich doch einmal unter diesem Blickwinkel die eben gehörte johanneische Perikope von der Hochzeit zu Kana betrachten: „Sie haben

keinen Wein mehr“, bemerkt die Mutter Jesu lapidar. Für eine Hochzeit gewiss eine Peinlichkeit. Im Nachhinein gesehen aber ein Glücksfall. Denn dieser Mangel verhilft den Hochzeitsgästen zu 600 Litern köstlichem Wein. Zudem hören wir auch von einem unerwarteten Erfolg, was Jesus und seine Jünger betrifft: „Er offenbarte seine Herrlichkeit. Und seine Jünger glaubten an ihn.“ Ohne die Peinlichkeit des Mangels an Wein wäre diese Offenbarung nie möglich geworden.

Von daher gesehen lässt mich dieser Bibeltext fragen: Wo ist denn unser Mangel heute, der uns zu einem unerwarteten Ausschöpfung eines ihm innewohnenden Potentials verhelfen könnte? Wir haben doch alles, oder doch nicht? Vielleicht ist ja gerade die Tatsache, dass wir meinen, alles zu haben, unser Mangel. Gemäss Swissfuture-Umfrage setzen 46% der Schweizer – also fast die Hälfte – ihre Hoffnung im 2011 auf sich selber. 44% interessanterweise auf Menschen, die schweres durchgemacht haben. Dicht gefolgt auf den Fersen von Barack Obama, dem sinkenden Hoffnungsträger vom 2010, steht mit 22% „Gott“. Jesus schafft es immerhin noch auf 17% und schlägt damit Roger Federer, der für 9% der Befragten für 2011 Grund zur Hoffnung bietet. Der Blick auf diese Statistik, die in den Medien just nach den Weihnachtsfeiertagen am 27. Dezember gewiss als Ernüchterung für alle Weihnachtspredigerinnen und -prediger veröffentlicht wurde, zeigt doch einen klaren Mangel auf. Die Mehrheit der in der Schweiz Lebenden Menschen ermangeln einer sie selbst übersteigenden Hoffnungsperspektive. Und darüber hinaus wird klar: Ganz zu schweigen davon, dass die Kirchen nicht einmal erwähnt werden, erlangt ihre frohe Botschaft nur für ein Fünftel den Status eines Trägers von Hoffnung. Wenn dies für die Kirchen kein klarer Mangel ist! Aber, liegt nicht auch hier ein Potential des Mangels, etwas das erfinderisch macht?

### **Benedict Schubert:**

Du hast Recht, Markus: es fällt ausgesprochen leicht, die Feststellung Marias aufzunehmen und im Blick auf das umzuformulieren, was uns nottut. Sie haben keinen Glauben mehr. Sie haben keine Kirchenmitglieder mehr. Sie haben nicht mehr genügend Mittel, um kreative neue Ideen umzusetzen. Sie haben kein Vorschussvertrauen mehr, und keines mehr, das sich aus der Erfahrung nährt. Sie haben keine Hoffnungsperspektive mehr. Und im Blick auf die Einheit von uns Christinnen und Christen können wir die Liste noch beliebig erweitern: sie haben keinen Mut mehr. Sie haben keine Grosszügigkeit mehr. Sie haben keine Einsicht mehr. Das Fest des Lebens droht in der Tat, ins Wasser zu fallen.

Dabei merke ich auch eine erste Irritation, weil und wenn ich den Satz in der 3. Person Plural umformuliere, in der ihn auch Maria gesagt hat. „Sie“ haben keinen Wein mehr. „Sie“ oder „wir“? Die Mutter von Jesus übernimmt eine eigenartige Rolle. Verständlich, gewiss: es ist die herkömmliche Mutterrolle. Als Leiterin eines kleinen Unternehmens muss eine solche Mutter ständig dafür besorgt sein, dass das Chaos in Schranken gehalten wird und die Logistik klappt, dass für Nachschub gesorgt ist, dass alle in Haus und Hof das bekommen, was sie brauchen: Futter für die Tiere, Essen für die Kinder, Schulhefte, ein paar neue Schuhe, ein sauberes T-Shirt für den ersten Tag der neuen Woche, das Geburtstagsgeschenk zur richtigen Zeit und wie viele Kinder dürfen zum Festlein kommen?

In Kana gelingt es Maria nicht, ganz aus dieser Rolle herauszutreten. Sie ist eigentlich bloss Gast. Doch jetzt übernimmt sie etwas, wovon Jesus etwas gereizt findet: Was genau geht Dich und mich das an?

Ja, Michael, ich gebe den Ball gerne weiter: Was geht Dich und mich – was geht uns das an? Haben „sie“ keine Hoffnungsperspektive, haben „wir“ keine? Wo sollten wir uns wie Maria einmischen – auf das Risiko hin, dass wir Jesus damit zunächst irritieren, aber in der Hoffnung, dass er ein Zeichen setzt, ein Wunder tut?

### **Michael Bangert:**

Die Frage nach der Hoffnung, lieber Benedict, ist zentral für unser menschliches Leben. Es scheint, dass es gar nicht anders geht, als dass wir uns als Menschen, die Jesus nachfolgen, in die Hoffnungsfragen dieser Welt einmischen. Wir können gar nicht anders, als uns die Hoffnung und die Hoffnungslosigkeit, die Trauer und die Freunde der Menschen unserer Zeit nahegehen zu lassen. Wenn die Menschen, die in den „Fußstapfen Jesu“ gehen, feinfühlig auf die eigenen Nöte und die Nöte ihrer Menschen reagieren, nicht cool und unbeeindruckt bleiben, dann wird Wunderbares geschehen. Das Wort, das die Mutter Jesu nach ihrer herben Zurückweisung, an die Diener richtet, wäre auch eine gute Perspektive in schwierigen und widerständigen Situationen: „Was er Euch sagt, das tut!“ (Joh 2,5). Vielleicht ist es in Krisensituationen – und die Kirchen und kirchlichen Gemeinschaften befinden sich in unserer Gegenwart fraglos in einer rechten Krise – das Wichtige, sich dem Wesentlichen, dem Einfachen und Grundlegenden zu zuwenden. Die Diener schöpfen das Wasser, sie tun nichts Außergewöhnliches, sie machen keinen Pastoralplan. Und, was mir sehr gefällt, sie lamentieren nicht. Sie tragen Wasser herbei. Wenn wir als Kirchen und Gemeinden mit unterschiedlicher Kultur und

Prägung Wasserträger Jesu wären, das sind wir auf dem richtigen Weg. Dann helfen wir mit, das Wunder zu ermöglichen.

Die „Spiritualität der Wasserträger“ hilft auch dem „Wunder der Hoffungsvermehrung“ auf den Weg. Und: Wasserträger Jesu sind wir ganz einfach und ganz schlicht,

- wenn wir wie barmherzige Samariter, der naheliegenden Not abhelfen,
- wenn wir im alltäglichen Acker von Beziehungen und Freundschaften einen kostbaren Schatz finden,
- wenn wir sehnsuchtsvoll wie ein Hirt nach dem Verlorenen suchen
- oder wir wie ein mütterlicher Vater ohne Umstände zur Vergebung bereit sind.

Und, lieber Markus, Du hast es schon angetönt, wir benötigen auch eine Erfindergabe. Mich nimmt es wunder, wie sich dieses „Erfinderische“ in Deiner Sicht gestalten kann?

### **Markus Brun:**

Ja, lieber Michael, genau in dieser Frage bin ich, seit ich vor einem Jahr in Basel begonnen habe, am Suchen. Wo liegt in unserer offenkundigen Mängelliste das Erfinder-Potential? Wenn ich das nur wüsste. Spontan kommt mir nach dem Gesagten in den Sinn: Es ist doch schon einmal gut, dass die Dinge in Basel klar beim Namen genannt werden. Das drückt die Betroffenheit des „Wir“ aus, wie Du Benedict betont hast: „Wir haben keinen Wein mehr“. Denn es wäre schlimmer, wenn alles peinlichst unter den Tisch gewischt würde. Das Tragischste, ja das Verheerendste scheint mir immer, wenn sich ein lähmendes Schweigen über alles legt. Als zweites ist alles, was wir bei unseren Mitmenschen aus unserer Feinfühligkeit heraus wahrnehmen, wie Du, Michael erwähnt hast, ein Potential, das uns zum Handeln verhilft. Meine Überzeugung ist dabei, dass es kaum mehr ein einzelner „Erfinder“ allein ist, der uns weiterbringt, sondern vielmehr eine Ansammlung von „Erfindern“, die sich bewusst sind, dass sie nicht alleine unterwegs sind, sondern mit dem Menschgewordenen Sohn Gottes. Seine Verheissung: „Wo zwei oder drei in meinem Namen versammelt sind, da bin ich mitten unter ihnen“, möchte ich mit der Offenheit und Hartnäckigkeit einer Maria aus Nazareth unter den Christen neu entdecken und aktualisieren. Dass die Kraft des christlichen Glaubens nicht in Pastoralplänen besteht, nicht in perfekten Events, nicht in gekonnten Shows, in denen nichts dem Zufall überlassen wird, damit alles „richtig“ herauskommt, sondern schlicht in der Qualität der Beziehungen untereinander

leuchtet mir als Leitstern auf. Der Erfindergeist könnte uns so dazu anregen, neue Formen des christlichen Zusammenlebens zu entwickeln, die ausstrahlen. Er könnte uns anspornen in kleinen christlichen Gemeinschaften, neu zu lernen, in der Gegenwart Christi sein Evangelium zu verstehen, unter Seiner Anleitung Kirche zum Ort und zur Schule der Gemeinschaft zu machen, und zu bitten und zu hören, „was ER“ in der Schrift, in unseren Schwestern und Brüdern „uns“ zu unseren Nöten „sagt“ und es dann in aller Schlichtheit „zu tun“ und wenn es „Wasser schöpfen“ ist. Wie tönt das für jemanden mit Missionserfahrung in Afrika, Benedikt?

### **Benedict Schubert:**

Das finde ich sehr spannend, dass Du unsere afrikanischen Geschwister ins Gespräch mit aufnimmst. Sie können uns wirklich ermutigen und zur Kreativität anregen. Ich meine jetzt nicht die klischeehafte Lebendigkeit ihrer Gottesdienste mit Tanz und lautem Händeklatschen – das ist eine kulturelle Frage. Nein, in dem sind sie uns Vorbild: die meisten afrikanischen Kirchen können sich gar nicht vorstellen, die Mittel und Möglichkeiten zu haben, über die wir auch nach den düstersten Prognosen für die Jahre nach 2015 immer noch verfügen werden. Und sie leben doch. Sie bringen ihr Wasser – oft ist es ungefiltert, verschmutzt, abgestanden – und warten auf das Wunder, das Jesus dann auch tatsächlich tut.

Ihr habt es ausgeführt: Wir sind gemeinsam Kirche. Wenn Maria den Fortgang des Festes den Amtsträgern überlassen hätte, wäre es ins Wasser gefallen. Der Speisemeister wäre nicht auf die Idee gekommen, dass die Wasserkrüge zu etwas anderem dienen könnten als zum Waschen der Hände und der verdreckten Teller. Maria hat sich engagiert, als Gast hat sie Verantwortung mit übernommen. Gemeinschaft ist entstanden. Und weil das alles mit Jesus geschah, endete das Fest nicht im Fiasko, sondern wurde noch viel schöner. Wenn das nicht eine wunderbare Perspektive ist für die Zukunft der Kirchen in Basel, Michael!

### **Michael Bangert:**

Eine handfeste Perspektive für die Kirchen in Basel, lieber Benedict, das wäre auch in meiner Sicht sehr hoffnungsvoll. Eine handfeste und handlungsleitende Perspektive, die das Fest des Lebens voranbringt. Damit meine ich zuallererst eine Perspektive, die nicht besserwisserisch auftritt. In dieser Stadtgesellschaft müssen die Kirchen nicht zuerst fragen, wie sie geschickt – mit weniger Geld – überleben. Eher sollte die Frage sein: „Was

können wir – in aller Bescheidenheit – für die Basler Stadtgesellschaft tun?“ Wenn wir uns die Perspektive des großen Martin Luther zu eigen machen, der die Christen mit Bettlern verglich, die anderen Bettlern davon erzählen, wo sie etwas zum Leben erhalten haben. Eine solch geistliche Haltung schafft Vertrauen, weil sie nicht nach der Herrschaft strebt, sondern nach den Möglichkeiten zu dienen fragt!

Diese spirituelle Perspektivenverschiebung setzt die besten kreativen Energien frei. Ich bin fest davon überzeugt, dass das Fest – von dem das Johannes-Evangelium spricht – auch in Basel gelingen kann. Wir müssen das Fest nur wollen. Wenn wir als Kirchen weniger auf die Unterschiede pochen – Welches Wasser ist das bessere? – Wie bewahrt man es richtig auf? – Und: Wer darf zuerst für den Herrn mit welchem Schöpflöffel schöpfen? – wenn wir uns also weniger mutwillig abgrenzen, wird unsere gemeinsame Festkultur wachsen. Das ist der Kern des Wunders bei der Hochzeit zu Kana: Nicht fragen, was habe ich davon, sondern schauen, was ich zum Fest beitragen kann? Und mit unserem gemeinsamen Beten, Hören, Besinnen tragen wir – liebe Gemeinde, lieber Markus, lieber Benedict – schon jetzt einen ersten Teil bei.